

Zur Gotthelf-Ausgabe

Autor(en): **Zollinger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verdienst um den Sozialismus war, dass er ihn zu einer politischen Macht erhob.

Nach Wells besteht der Hauptfehler des modernen Sozialismus darin, dass er zerstörend, aber nicht aufbauend wirkt. Sein eigenes System nennt er „konstruktiv“. Er möchte die Entwicklung von wirklichen sozialistischen Gedanken, die Entfaltung des „kollektiven Geistes“ sehen. Es wäre ja müßig, das Heranwachsen eines solchen Geistes in Abrede zu stellen. *Aber er wächst unter den Bürgerlichen und nicht unter den berufsmäßigen Sozialisten heran.* Der Sozialismus ist eine sittliche und intellektuelle Betätigung, nicht ein politisches Schlagwort. Wenn die politischen Sozialisten diese Wahrheit einmal einsehen, dann werden sie zu andern Maßregeln greifen als zu denen, welche sie gegenwärtig anwenden. Sie werden dann mit denjenigen einig gehen, welche die Gesellschaft wirklich verbessern wollen, gleichgültig, ob diese nun Mitglieder einer Gewerkschaft oder einer „Labour Party“ seien. „Das Endziel des Sozialismus darf sich nicht nur auf *eine* Klasse richten; es muss darnach trachten, *alle* Klassen der Gesellschaft neu zu beleben... Die Interessen und Klassentraditionen, worauf unsere heutigen politischen Parteien fußen, müssen notwendigerweise eine progressive Änderung durchmachen bei jedem Schritt, den wir zur Verwirklichung des sozialistischen Ideals tun.“

ZÜRICH

FRANK HENRY GSCHWIND



ZUR GOTTHELF-AUSGABE

Als vor zehn Jahren bei Eugen Rentsch in München und Bern der erste Band der ersten kritischen Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs erschien, schön gedruckt und höchst geschmackvoll gewandert, durfte man hoffen, dass binnen wenigen Jahren der vollständige, echte Gotthelf die verschiedenen frisierten, kastrierten oder gar mit sehr ungleichwertigen Illustrationen geblähten landläufigen Drucke verdrängen werde. Vierundzwanzig Bände, verhiess der Prospekt, sollten die bekannten Romane und Erzählungen samt einigen verschollenen oder bisher ungedruckten Stücken aufnehmen; sechs Supplementbände versprochen: den noch ungedruckten Roman *Herr Esau* (der doch wohl im Grunde in den Hauptteil der Ausgabe gehören würde), eine Monographie über das Emmental mit einem Gotthelf-Lexikon, die Briefe Gotthelfs in zwei Bänden, eine Gotthelf-Bibliographie und -Ikonographie und schließlich die immer noch fehlende, längst erwartete Gotthelf-Biographie, die das bisher in vielen Einzelveröffentlichungen verzettelte und das noch unbekanntes biographische Material in einer

endgültigen Darstellung zusammenfassen sollte. Von diesen dreißig Bänden haben sich bis heute — zehn eingestellt.¹⁾ Jahrelang wusste man eigentlich nicht recht, ob die Arbeit überhaupt weitergeführt werde, und auch den geduldigsten Subskribenten verdross schließlich das allzu gemächliche Tempo, das man allenfalls dem Grimmschen Wörterbuch oder dem Dictionnaire der französischen Akademie, aber keineswegs einer Ausgabe ohne weiteres verzeiht. An dieser Verschleppung war der Krieg mit seinen ruinösen Folgen für das gesamte Buchgewerbe zum großen Teil, aber doch nicht allein schuld. Der verhältnismäßig hohe, tatsächlich aber durchaus nicht übersetzte Preis des einzelnen Bandes schreckte, da er zudem mit dreißig multipliziert werden musste, den Unkundigen ab, zumal Gotthelf selbst in seiner eigenen Heimat vom ordinären, nur auf Unterhaltung erpichten Leser als weit-schweifiger Kanzelmoralist betrachtet und daher klüglich gemieden wird. Dazu kam, dass das Unternehmen, als es vor das Publikum trat, doch wohl nicht gründlich genug vorbereitet war; der Verlag machte verschiedene Metamorphosen durch, fand aber endlich bei Eugen Rentsch in Erlenbach ein wie es scheint sicheres Unterkommen, und auch die Redaktion musste sich tüchtig häuten, bis sie unter der trefflichen Leitung von *Rudolf Hunziker* und *Hans Bloesch* den richtigen Weg fand. So kam die Arbeit mählich in frischen Gang. Schon jetzt tragen nicht weniger als fünf Bände die Jahrszahl 1921 auf der Stirn; Nachschub ist in Bälde zu erwarten, und wir dürfen daher hoffen, in absehbarer Zeit einen Gotthelf zu besitzen, der in bezug auf Vollständigkeit, Zuverlässigkeit des Textes und Würde der Ausstattung den Vergleich mit den besten Ausgaben deutscher Klassiker nicht zu scheuen braucht.

Ein zwiefaches Verdienst ist dieser standard edition zuzusprechen. Sie erscheint erstens durch ihre Anlage und nicht zuletzt durch ihr schönes Äußeres dazu berufen, einem immer noch Verkannten zu dem Ansehen zu verhelfen, das ihm von Rechts wegen gebührt. Gotthelfs eigener Ehrgeiz ging freilich nicht nach einem Postament in der Ehrenhalle der Literaturgeschichte; Dichten hieß ihm Gerichtstag halten — nicht mit dem eigenen Ich, aber mit seinen Emmentaler Bauern, mit dem jungen Liberalismus seiner Zeit, der den Menschenstaat an die Stelle des Gottesreiches setzen wollte; die Wirkung des Kunstwerkes auf Gesinnung und Lebenshaltung des Lesers galt ihm weit mehr als die erlesensten Tugenden künstlerischer Gestaltung. „Vorzüglich zuhanden allfällig neuer Leser“ betont der Verfasser von *Jakobs des Handwerksge-sellen Wanderungen durch die Schweiz* (1846) derb und deutlich, „dass er nicht um Gunst und Gnade schreibt, sondern für das Volk, unbekümmert, schmecke es dem Volke süß oder bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den aller-niederträchtigsten unter den Niederträchtigen aber den Volksschmeichler.“ Dass sich dabei der Künstler dem Prediger oft allzu nachgiebig unterwarf, bekam Gotthelf selbst in seinen letzten Lebensjahren von einem jüngern

¹⁾ I: *Der Bauernspiegel*, bearbeitet von Ernst Müller (1921); IV: *Wie Uli der Knecht glücklich wird*, bearbeitet von Rudolf Hunziker (1921); V und VI: *Anne Bubi Jowäger*, bearbeitet von Alfred Ineichen (1921); VII: *Geld und Geist*, bearbeitet von Hans Bloesch (1911); IX: *Jakobs des Handwerksge-sellen Wanderungen durch die Schweiz*, bearbeitet von Rudolf Hunziker (1917); X: *Käthi die Grossmutter*, bearbeitet von Gottfried Bohnenblust (1916); XI: *Uli der Pächter*, bearbeitet von Hans Bloesch (1921); XVII und XIX: *Kleinere Erzählungen*, 2. und 4. Teil, bearbeitet von Hans Bloesch (1912 und 1920).

Landsmann zu hören, der es sich leisten konnte, ihm zu sagen, wie er hätte gestalten sollen, da er selbst — nach einem blanken Worte Eduard Korrodis — solche Imperative später in seinen eigenen Werken erfüllte: Gottfried Keller. Die fünf Aufsätze des jungen Keller sind, obwohl unsre Zeit sie nicht in Bausch und Bogen unterschreiben wird, bis zur Stunde wohl die treffendste Charakteristik Gotthelfs geblieben, Gotthelfisch vor allem in ihrer unbedingten Aufrichtigkeit, die nie darnach fragt, ob sie süß oder bitter schmecke, Kellerisch überdies darin, dass sie sich die Freude am Geglückten und Großen auch durch den unüberbrückbaren Gegensatz der Anschauungen nicht trüben lassen. Gotthelfs Werke sind zwar für den Kritiker nichts anderes als „großartige Parteipamphlete“ — aber das Beiwort bricht dem Tadel doch die Spitze ab; und das Wesentliche bleibt trotz allem Unzulänglichen, trotz der „kurzatmigen, nicht durchgebildeten Weltanschauung“ des Dichters die zeitlose Größe seines Werkes, „die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, dass sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende“. Der letzte, unmittelbar nach Gotthelfs Tod geschriebene Aufsatz zieht mit geklärtem Urteil resolut die Summe: „er brummte und grunzte manchmal, aber er piff und näselte nie“ — er war kurz und bündig „ohne alle Ausnahme das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte“. Auf dieses Meisterstück schöpferischer Kritik wird sich das Urteil über Gotthelf, ohne sich ihm bedingungslos zu unterwerfen, immer wieder berufen; darüber aber soll man nicht vergessen, was Andere für die Schätzung des Dichters getan haben: Adolf Bartels zum Beispiel, dessen nun vergriffene verdienstliche Ausgabe für reichsdeutsche Leser bestimmt ist und daher eine allerdings reichhaltige Auswahl auf Grund der gebürsteten Springerschen Texte gibt, oder Otto von Greyerz, durch die gründlichste Kenntnis der gemeinsamen engeren Heimat und ihres Volkstums mit dem Dichter besonders nah verbunden, und vor allem Rudolf Hunziker, der in der neuern deutschschweizerischen Literatur Bescheid weiß wie kein zweiter.

Wenn Gotthelf aber trotzdem immer noch zu den Dichtern zählt, die zwar vielleicht gelobt, aber doch nicht nach Verdienst gelesen werden, so lässt sich nicht verkennen, dass er dieses Schicksal zum Teil selbst verschuldet hat. Auch dem langmütigsten Leser geht die Geduld bisweilen aus, wenn der Pfarrer den Erzähler allzu lange nicht mehr zu Worte kommen lässt, und selbst der begeistertste Freund erdhafter Realistik würde sich mitunter gerne mit einem abgekürzten Gang durch Haus und Scheune und über die Ackerbreiten begnügen. Wer Gotthelf wirklich kennen lernen will, muss sich vor allem abgewöhnen, fortwährend nach der Unterhaltungsliteratur unsrer Zeit hinüberzuschielen; im übrigen wäre ihm etwa zu raten: Fange nicht mit den Romanen, sondern mit den kleineren Erzählungen an, mit der *Schwarzen Spinne* zum Beispiel, der in die Schilderung einer ländlichen Taufe anmutig eingebetteten Geschichte aus der Pestzeit, die man den spannendsten Novellen der Weltliteratur getrost an die Seite stellen darf, oder mit dem ergötzlichen *Besuch auf dem Lande*, dann wirst du, sofern du dir Zeit zum Lesen nimmst, am *Bauernspiegel*, an den *Uli*-Romanen, an der *Anne Bäbi Jowäger* und schließlich selbst an *Käthi* oder *Geld und Geist* deine helle Freude haben, und wenn du doch mitunter eine Seite überschlagen solltest, dann weißt du doch wenigstens, wo du dir dies noch

am ehesten leisten darfst. Und zu derart gemächlichem Eindringen in die Welt Gotthelfs bietet die neue Ausgabe schon darum die beste Gelegenheit, da sie dem Leser trotz dem erfreulich beschleunigten Tempo ihres Hervortretens auch jetzt noch Zeit lässt, Band für Band ohne Hast durchzukosten.

Noch ein Zweites stand bisher der gerechten Würdigung Gotthelfs im Wege: der missliche Zustand der landläufigen Texte. Auch daran ist Gotthelf selber zum Teil schuld: die mundartlichen Partien seiner Manuskripte waren für die deutschen Setzer doppelt schwer verdaulich, da er in der Hast des Hervorbringens oft eine recht unleserliche Hand schrieb, und die Prüfung der Korrekturbogen war ihm so zuwider, dass er sie — gewöhnlich in übler Laune — nur ganz obenhin besorgte; „er betrachtete ein Werk als erledigt, sobald er das Manuskript aus den Händen gegeben“ (R. Hunziker, IX, 507). Welch arge Verballhornungen sich Gotthelf in den Ausgaben letzter Hand gefallen ließ, zeigt der kritische Apparat zu dieser Ausgabe Seite für Seite: während zum Beispiel der Herr Böhneler im Urtext einmal nicht weiß, „was das zu bedeuten habe“, lässt ihn die „geglättete“ Fassung darüber meditieren, „was das Vorzunehmende nach Obigem zu bedeuten habe“ (XIX, 431), oder die *Alte Geschichte zu neuer Erbauung* hat Reithard nach Gotthelfs eigenem Urteil „aus Puristerei verhunzt“, indem er den allein richtigen Rat, den der Unheilstifter David seinem schlotternden Oheim gibt, in die lahme Form fasste „Gebet Pech“ — mündliche Auskunft gestattete dem Herausgeber die Wiederherstellung der ursprünglichen Wendung (R. Hunziker, XIX, 430).

Und in der Ermittlung des zuverlässigsten Wortlautes besteht das zweite, wahrlich nicht geringe Verdienst der neuen Ausgabe. Wer die Mühseligkeiten der Textkritik auch nur obenhin kennen gelernt hat, vermag zu ermessen, welch ein Maß von Geduld und selbstloser Hingabe das Ausjäten des wuchernden Unkrautes in diesem besondern Fall bedeutete, da die absolute Gleichgültigkeit des Dichters seinen eigenen Texten gegenüber, die ungewöhnlich grosse Zahl seltener, orthographisch schwer fixierbarer Dialektausdrücke und endlich in verschiedenen Fällen der Verlust des Manuskriptes die Arbeit der Textrezensenten ungeheuer komplizierten — Bohnenblusts mit höchster Sorgfalt hergestellte Ausgabe der *Käthi* zum Beispiel oder Hunzikers Bände geben die beste Vorstellung von den Strapazen der Herausgeber. Daher ist es zwar bedauerlich, aber dennoch verzeihlich, dass die Grundsätze der Textbehandlung, wie das Ausmaß und die Anordnung der erläuternden Zutaten nicht von vorneherein festgesetzt und folgerichtig durch alle Bände hindurch fortgeführt werden konnten, da sie offenbar erst während der Arbeit gewonnen werden mussten. Aus demselben Grunde ist das Prinzipielle nicht, wie üblich, an *einer* Stelle zu finden, sondern es muss jeweilen im kritischen Anhang zu jedem Band, der auch eine knappe Textgeschichte und sachliche Anmerkungen, aber mit Recht keine ästhetische Würdigung des Werkes gibt, aufgesucht werden. Immerhin lässt sich feststellen, dass die Ausgabe nun auch in dieser Beziehung die erforderliche Stabilität gewonnen hat. Dabei blühte ihr ein besonderes Glück: nicht allein das Gotthelf-Archiv und die Nachkommen des Dichters stellten sich in ihren Dienst, sie gewann in Simon Gfeller auf der Egg bei Lützelflüh einen trefflichen Consiliarius, der, selbst ein Emmentaler Mundartdichter reinsten Geblüts, in allen Dialektfragen verlässlichste Auskunft zu geben vermag. Dass auch die schon ausgemünzten und die

noch ungehobenen Schätze unsres *Schweizerdeutschen Wörterbuches* dem Werk zugute kamen, versteht sich von selbst; kein Herausgeber eines deutschschweizerischen Dichters, auch wenn sich dieser der Schriftsprache bediente, wird den im Idiotikon aufgespeicherten Hort sprachgeschichtlicher und volkscundlicher Aufklärung ungestraft vernachlässigen.

Über die besonderen Schwierigkeiten der Textgestaltung äußert sich Rudolf Hunziker einlässlich in den *Grammatisch-kritischen Bemerkungen* zum neunten Band (S. 504—533), die nicht allein für die ganze Ausgabe gelten, sondern auch entscheidende prinzipielle Fragen der Textrevision scharfsinnig erläutern. Da werden auseinandergesetzt: die Beschaffenheit der Manuskripte und Korrekturbogen; Gotthelfs Arbeitsweise; seine stilistische Sorglosigkeit (die aber mit Recht auch als Vorzug gewürdigt wird); Wortwahl und Wortbildung; Besonderheiten der Flexion, der Syntax und des Stils. Übersichtlich zusammengestellte Beispiele bezeugen, wie schwierig es ist, den scheinbar selbstverständlichen und einfachen Grundsatz der Konsequenz streng durchzuführen; denn jede Abweichung vom landläufigen Sprachgebrauch stellt die dreifache Frage: Stilistische Eigenart? Versehen des Autors? Druckfehler?; und hier wie bei jedem andern Dichter, der sich nicht so korrekt ausdrückt wie ein Sekundarlehrer, ist die Entscheidung häufig in das persönliche Ermessen des Herausgebers gestellt, so dass ein böswilliger Silbenspalter auch am saubersten Text immer noch etwas herumzuklauben finden wird — abgesehen von den kleinen Teufeleien, die dem Maschinensatz zur Last fallen. Mit Fug machten die Redaktoren der Gotthelf-Ausgabe vom Recht der Emendation den allervorsichtigsten Gebrauch; den Text von nachträglicher oder zufälliger Verunstaltung zu reinigen ist erste Pflicht der Herausgeber, doch „das Wort, sie sollen's lassen stahn“, auch wenn die Schulgrammatik dagegen rebelliert, und Gotthelfs Ansehen wird so wenig wie das Kellers durch etliche stilistische Willkürlichkeiten oder grammatische Entgleisungen erschüttert; sprachliche Schönheitsfehler gehören zum Bilde der Persönlichkeit wie Gotthelfs zornige Unduldsamkeit oder Kellers missratenes Gehwerk. Für den Fachmann sind insbesondere die textkritischen Ausführungen Rudolf Hunzikers eine Fundgrube editions-technischer Belehrung; den Laien aber, der kein Begehrt darnach trägt, das Gruseln zu lernen, werden sie zum mindesten nicht ärgern, da kein Hinweis auf die mühselige Arbeit der Herausgeber den Text entstellt und gottlob keine vorwitzige Randziffer dem Leser das erledigte Pensum vorrechnet. Es hätte sich freilich erwägen lassen, ob der gesamte kritische Apparat, der einzelne Bände etwas stark aufschwellt, das heißt alles, was nur die Leute vom Handwerk interessiert, nicht besser in Supplementbänden zusammengefasst worden wäre, wie dies z. B. in R. M. Werners großer Hebbel-Ausgabe geschehen ist; allerdings hätte dann der kritische Leser allzu lange auf die notwendigen Angaben über die Grundsätze der Textbehandlung warten müssen.

Man darf also guten Gewissens sagen: trotz den erwähnten Mängeln ist die neue Gotthelf-Ausgabe eine editorische Glanzleistung, die den Redaktoren, dem Verlag und der Heimat des Dichters Ehre macht. Den Herausgebern insbesondere, und unter ihnen vor allem Prof. *Rudolf Hunziker*, dem Gehirn und der Seele des Werkes, ist der Dank aller, die lesen können, gewiss. Wer mit reiner Hand eine Ausgabe herzustellen unternimmt, be- geht einen Akt der Selbstentäußerung; denn er weiß: er gewinnt dabei

weder einen Lorbeer auf den Scheitel noch ein Huhn in den Suppentopf; die dankbare Anerkennung seines selbstlosen Bemühens aber soll ihm als der beste Lohn der Treue nicht vorenthalten werden.

ZÜRICH

MAX ZOLLINGER



DEUTSCHE BRIEFE ¹⁾

Wie steht es mit der Stimmung der Bevölkerung in Deutschland seit der Revolution und dem Versailler Frieden? Wer diese Frage beantwortet wissen will, wird von der deutschen Tagespresse ein sehr unvollständiges und unbefriedigendes Bild erhalten. Schon zuverlässiger, wenigstens mannigfaltiger wird der Eindruck aus persönlichen Gesprächen, Vorträgen, Versammlungen sein, den der Fremde auf einer Reise durch Deutschland erhält, besonders dann, wenn er nicht als Fremder dorthin fährt, sondern als guter alter Bekannter und Freund des Landes, das uns Deutschschweizern stets gastliche Aufnahme für jede Art Studien gewährt hat. Aber auch da sind es mehr Augenblicksbilder, Durchschnitte, die man gewinnt, und gern wird man nach der zusammenfassenden Darstellung eines Gebildeten und Gewährsmannes greifen, der nicht einfach aus deutschem Gefühl heraus die Dinge schaut und beurteilt, sondern sein Buch ganz besonders für uns Schweizer geschrieben hat.

Es will uns darüber aufklären, wie der gebildete Deutsche, der *nicht* Chauvinist ist, über das Schicksal seines Volkes und Staates denkt, was er von der Zukunft erhofft, was nicht. Man könnte dieses Unterfangen vielleicht vergleichen mit dem des freiburgischen Arztes G. Clément, der den Nichtkatholiken kürzlich ein Buch über seine Konfession widmete mit dem Titel: *Pour les mieux connaître* (Neuchâtel, Attinger, 1917). Es ist gewiss kein überflüssiger, sondern ein sehr dankenswerter und fruchtbarer Versuch, uns die Deutschen von heute *verständlicher* zu machen; denn wie viel Oberflächlichkeit, wie viel Augenblicksstimmung herrscht in unseren Gesprächen über das Deutschland von heute! Nicht nur der Deutschschweizer, der die deutsche Geisteskultur kennt und ihr dankbar verbunden geblieben ist, wird gern zu dieser Darstellung der deutschen Lage greifen, um sich über die politischen Fragen zu orientieren, sondern ich glaube, dass auch die Welschschweizer und gebildete Angehörige von Entente-Staaten, die sich ein sachliches Urteil über Deutschlands Gegenwart und Zukunft zu bilden suchen, aus diesem Buche reiche Belehrung und Beruhigung schöpfen werden.

Hier spricht ein Mann, der das Anrecht und die Fähigkeiten hat, weit hin auch im Auslande angehört zu werden. *Nicht* ein Professor, kein „Ideologe“, wie sie in Deutschland sonst ziemlich häufig sind, Geistesmenschen, die die Politik sozusagen philosophisch bewältigen; auch nicht ein Minister, der seine persönliche Politik zu verteidigen hätte, wohl aber ein bedeutender Mann, der im Dienste seines Vaterlandes als Staatsbeamter ergraut ist und seit Jahrzehnten, nicht erst in und nach der Kriegszeit, die politische Entwicklung Deutschlands und Europas mit offenen Augen und ernstlicher

¹⁾ Friedrich Curtius, *Deutsche Briefe und Elsässische Erinnerungen*. Frauenfeld, bei Huber & Co., 1920, 249 S. 8°, Preis Fr. 7. 50.